

Sara Wegner

Kuss der
Sünde

Roman

SIEBEN VERLAG

Kuss der Sünde

Lara Wegner

SIEBEN  VERLAG

© 2013 Sieben Verlag, 64354 Reinheim
Umschlaggestaltung: © Andrea Gunschera
Korrektorat: Susanne Strecker, www.schreibstilratgeber.com
ISBN-Taschenbuch: 978-3-864431-22-7
ISBN-eBook-pdf: 978-3-864431-23-4
ISBN-eBook-epub: 978-3864431-24-1

www.sieben-verlag.de

Für einen Gaunerstreich von Format sind immer zwei Dinge notwendig:
ein großer Gauner und ein großer Narr

Zitat zur Halsbandaffäre (1784 – 1786)
Stefan Zweig

Wenn dieser Lärm nicht endlich aufhörte, würde sein Kopf bersten. Das dumpfe Pochen zog von seinen Schläfen um die Augenhöhlen und strahlte bis in den Nacken aus. Olivier rollte zur Seite, drückte sein Gesicht in ein Kissen und betete um ein Ende dieser Marter. Erst als die Stimme von Lazare durch den Schmerz drang, begriff er, dass es an die Tür der Dachkammer hämmerte und nicht etwa in seinem Schädel.

„Maître, sind Sie wach? Maître!“

Nein, war er nicht. Mit einem unterdrückten Stöhnen öffnete er ein Auge und schlug es geschwind wieder zu, als sich ein Sonnenstrahl hineinbohrte. Helle Lichtfunken sprühten in der Dunkelheit seiner Lider auf, mischten sich mit den Schmerzwellen und verliehen der Folter eine neue Qualität. Er drückte die Hände an den Kopf und setzte sich auf. Dem Geschmack in seinem Mund nach zu urteilen, hatte er in der vergangenen Nacht seinen Durst in der Pariser Gasse gestillt. Oder vielleicht ein klein wenig zu viel Cognac getrunken.

Bevor er ein zweites Mal die Augen aufschlug, beschattete er sie wohlweislich mit der Hand vor dem grellen Lichteinfall.

„Maître, Kundschaft!“, trompetete Lazare vor der Tür.

Formidabel, genau das brauchte er an einem verkaterten Morgen. Immerhin stellte Lazare sein Trommelfeuer ein.

„Einen Moment!“, rief Olivier und bereute es sogleich. Seine raue Stimme löste die nächste Schmerzattacke hinter seiner Stirn aus. Vorsichtig erhob er sich und sah an sich hinab. Hemd und Kniehosen zierten Flecken unbekannter Konsistenz. Dreckspritzer saßen auf seinen weißen Strümpfen, und an den Stiefeln klebte die Hälfte des Pariser Unrats. Eindeutig die falsche Verfassung, um einen Kunden zu empfangen. Mit einem tiefen Durchatmen warf er einen prüfenden Blick in den Spiegel über der Kommode. Rot unterlaufende Augen starrten ihm entgegen. Was war das an seinem Hals? Er brauchte unverhältnismäßig lange, um darauf zu kommen. „Danke Adrienne“, knurrte er und schlug den Hemdkragen hoch, um den Liebesbiss zu verbergen.

Wo hatte er Gehrock und Weste gelassen? Wo war sein Haarband? Auf einer vergebliehen Suche schweifte sein Blick durch die Dachkammer. In dem Bestreben, sein Haar zu glätten, fuhr er mit allen zehn Fingern hindurch, doch es schlug neue Wellen und streckte die Spitzen nach allen Seiten. Er gab es auf. Wen kümmerte schon sein Aussehen, solange er präzise Arbeiten vorlegte? Ein letztes Mal zupfte er an den Knitterfalten seines Hemdes und stutzte. Verdammte! Um seine Fingerspitzen lag wieder dieser seltsam helle Schimmer. Hastig wühlte er in seinen Hosentaschen. Die Handschuhe trug er zum Glück

noch bei sich. „Herein“, bat er.

Während sich die Tür öffnete und sein Kunde über die Schwelle trat, streifte er sich das weiche Leder über und zog es glatt. Erst dann sah er auf und sich einem schwächigen Mann gegenüber, der einen Dreispitz an seine Brust presste und ihn aus eng zusammenstehenden Augen anglotzte. Olivier war exakt in der richtigen Stimmung, um diesen Wicht schweigend niederzustarren.

„Sind Sie Olivier Brionne?“

Was sollte diese dämliche Frage? Jeder, der in diese Dachkammer kam, wusste, wer ihn hier erwartete. Olivier beschränkte sich auf ein knappes Nicken und ein schnell gefasstes Urteil. Eine Perücke aus billigem Pferdehaar, bröseliger Perückenpuder, der bei jeder Kopfbewegung auf schmale Schultern rieselte, ein abgewetzter Anzug. Vermutlich wurde er von diesem Habenicht für die Ursache seines Elends gehalten – und er könnte sogar recht haben.

„Der Olivier Brionne?“, hakte der Wicht nach und musterte ihn von seinen verdreckten Stiefeln bis zu seinem wirren Haarschopf.

Beschränkte Kunden erforderten stets etwas mehr Zeit. Olivier zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor, setzte sich und streckte die Beine aus. „Mir ist unbekannt, wie viele Männer meines Namens in Paris unterwegs sind, Monsieur. Falls Sie jemanden suchen, der sich auf Dokumente und Urkunden versteht, sind Sie hier richtig.“ Obwohl er kaum glaubte, dass der Mann ihn bezahlen konnte.

„Reteaux de Vilette“, stellte sich der Wicht vor. „Ich stehe im Dienst von Madame de La Motte.“

Wortlos hob Olivier eine Braue. Über diese Madame hatte er schon einiges gehört. Nichts davon klang sonderlich vertrauenswürdig.

„Sie schickt mich in einer Angelegenheit höchster Diskretion. Deshalb muss ich mich vergewissern. Sind Sie der Mann, der in gewissen Kreisen Les Doigts d’Or genannt wird?“

Zwei dämliche Fragen binnen weniger Minuten. In eiskalter Penetranz maß er Vilette ab, bis dieser die puderbestäubten Schultern nach oben zog. „In der Tat werden mir gelegentlich goldene Finger nachgesagt. Können wir jetzt zum Geschäft kommen?“

Ohne darauf zu erwidern, sah sich Vilette in der Dachkammer um, obwohl es wenig zu entdecken gab. Sie befand sich in einem unscheinbaren Haus eines Hinterhofes, von denen es tausende in Paris gab. Das einzig Auffallende waren die großen Fenster, durch die ungefiltert Sonnenlicht einfiel und die Schabigheit der wenigen Möbel hervorhob. Ein Kanapee aus abgewetztem Samt, darauf zerknüllte Kissen, eine wacklige Kommode, ein zerschrammter Tisch mit zwei Stühlen und, direkt unter den Fenstern, der offene Sekretär. Neben einem Bataillon Tintenfässchen stand ein Federhalter aus purem Gold.

Sobald er das Funkeln bemerkte, schien Vilette zufrieden und zückte ein Billet aus der Rocktasche. „Madame de La Motte möchte Sie sprechen. Adresse, Tag und Uhrzeit sind hier notiert.“

Dicht neben seinem Ellbogen legte der Hänfling das Billet auf den Tisch und trat zurück. Olivier rieb über seine Nasenwurzel. Gott, was für ein unsäglich schlechter Tagesanfang.

„Glaubt sie etwa, ich mache Hausbesuche?“

Da Vilette mit dem Kopf wackelte und dabei noch mehr Puderbrösel auf seinen Schultern verteilte, schien zumindest er fest daran geglaubt zu haben. Pech. Olivier konnte es sich leisten, einen Kunden abzulehnen.

Er erhob sich und streckte die Arme. Jeder gedehnte Muskel jaulte auf. Vor der Kommode füllte er Wasser aus einem Krug in eine angeschlagene Schüssel.

„Madame de La Motte kann unmöglich hierher kommen“, sprach Vilette in das Plätschern hinein. „Allein schon, weil die Gassen in diesem Viertel zu schmal für ihre Kutsche sind. Ich kann jedoch versichern, dass eine Unterredung mit ihr zu Ihrem Vorteil ausfallen wird.“

Im Augenblick sah er seine Vorteile eher in einer Mahlzeit, einem Bad und frischer Kleidung. Mit einem gereizten Blick in den Spiegel zu Vilette, zog er die Handschuhe aus und wusch sich das Gesicht. Als er sich aufrichtete und das Wasser aus den Augen blinzelte, war Vilette näher getreten.

„Suchen Sie sich einen anderen“, sagte Olivier und benutzte in Ermangelung eines Handtuchs die Hemdzipfel, um sein Gesicht zu trocknen. „Ich weiß ja nicht einmal, worum es eigentlich geht.“

„Es wäre ungehörig, Madame vorzugreifen. Ihr Auftrag ist von außerordentlicher Brisanz und muss höchst vertraulich gehandhabt werden.“

„Jeder meiner Aufträge ist vertraulich. Wenn Madame außerstande ist, ihre Seidenschühchen auf das gemeine Pflaster dieser Gegend zu setzen, kommen wir nicht ins Geschäft.“

Damit zog er das Hemd über den Kopf, ließ es zu Boden fallen und suchte in der Kommode nach einem frischen. Arg zerknittert, aber immerhin sauber.

Während er es überstreifte und die Knöpfe schloss, knetete Vilette seinen Dreispitz. „Es geht um sehr viel Geld, Monsieur Brionne.“ Bedeutungsvoll weitete er bei diesen Worten die Augen. Die dichten Brauen schossen bis an den niedrigen Haaransatz der Perücke.

Amüsiert lachte Olivier auf. „Das ist immer relativ. Wie gesagt, suchen Sie sich einen anderen. Meine Zeit ist knapp bemessen.“

Und außerdem hielt er ihn vom Frühstück ab. Er sah es bereits vor sich. Frisches Brot, dick mit Rahm und Honig bestrichen, dazu einige Tassen starken, schwarzen Mokka.

Unruhig trat Vilette von einem Fuß auf den anderen, nicht willens, den

Rückzug anzutreten. Schließlich platzte es aus ihm heraus. „Madame de La Motte verlangte von mir den besten Fälscher von Paris. Wissen Sie eigentlich, welche Mühen ich auf mich nahm, Sie zu finden? Wenn ich ohne ein Ergebnis vor sie trete, handele ich mir gewaltigen Ärger ein. Ihre Wutausbrüche sind verheerend!“

„Tja, vielleicht schenken Sie Ihrer Dienstherrin zum Trost ein Blumensträußchen. Auf Wiedersehen, oder eher Adieu, Monsieur de Vilette.“

Vilette schluckte, wobei sein Adamsapfel in seinem dünnen Hals auf und ab hüpfte. „Monsieur Brionne“, stieß er aus und warf sich in die Brust. „Es geht um Briefe, sehr delikate Briefe.“

„Diese ganze Geheimniskrämerei wegen einiger Briefe?“ Laut lachte Olivier auf. „Keine falschen Siegel, keine gefälschten Unterschriften?“

„Eine falsche Unterschrift braucht es in jedem Fall.“ Vilette tippte mit der Fingerspitze an seinen Nasenflügel. „Sie muss jeder Untersuchung standhalten. Nichts darf darauf hinweisen, dass es eine Fälschung sein könnte. Ich nenne nur einen Namen: Marie Antoinette.“

Jetzt war es an Olivier, zu schlucken. Seine Sehnsucht nach einem Frühstück schwand. Wenn die Königin ins Spiel kam, begab er sich auf spiegelglattes Eis. Es könnte ihn den Kopf kosten, doch ein hoher Einsatz versprach einen ebenso hohen Gewinn.

Vilette deutete auf das kleine Billet und schmunzelte. „Welche Antwort darf ich Madame überbringen, Monsieur Brionne?“

Was hatte die de La Motte, die sich mit dem Titel einer Comtesse schmückte, ausgeheckt? Das Gespür für ein einträgliches Geschäft paarte sich mit seinem Hang zu Risiken und Neugier. „Richten Sie ihr aus, dass ich ihre Einladung annehme.“



Nach den Jahren auf dem Gut ihrer Großmutter wirkte der Salon ihrer Eltern auf Viviane wie eine fremde Welt, aus der alles Schlichte und Zweckmäßige verbannt worden war.

Anstatt nach Hundehaar und Pferd roch es nach Flieder, dessen Stängel in Vasen aus feinem Porzellan standen. Intarsien aus Gold und Silber zierten das weiße Mobiliar. Überall standen Schälchen, Spieldosen und kleine Porzellan-schäfer samt Schäfchen herum, und die Pastellfarben der Tapete und Sitzmöbel schienen ineinanderzufließen. Geschmackvoll und überaus dekadent. Ihr Vater, Germain Marquis de Pompinelle, lebte mit seiner Familie auf großem Fuß und ließ es jeden wissen.

Bei Hofe wurde er um sein stetig anwachsendes Vermögen ebenso beneidet wie um die Gunst der Königin. Obwohl ihm eine hohe Intelligenz nachgesagt

wurde, zeigte er seinen Kindern gegenüber große Nachsicht. Diesmal hatte Viviane sie wohl überstrapaziert.

Sein Mund war schmal, sein Blick betrübt. Sie wich ihm aus und spähte zu ihrem Bruder Justin. Was machte er hier? Offensichtlich hielt er sich als einziger Sohn und Erbe von Titel und Vermögen für berechtigt, neben ihr zu sitzen, dieser hochgeschossene Spargel von gerade einmal fünfzehn Jahren.

„Was hast du dir dabei gedacht, Viviane?“, hob ihr Vater an. „Eine junge Dame sollte es besser wissen.“

Sie betrachtete ihre im Schoß gefalteten Hände und suchte nach einer zufriedenstellenden Antwort. Sollte sie zugeben, dass in bestimmten Momenten ihre Gedanken aussetzten und ein innerer Zwang die Führung übernahm? Nein, das wusste er längst. Sie könnte sich entschuldigen. Ja, das war ein guter Anfang, obwohl es bei Grandmère Claude wenig geholfen hatte.

„Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen keinen Kummer bereiten, Papa.“

Mit einem schweren Seufzen legte er das Kinn in die Hand und wechselte das Thema. „Hast du deine Mutter bereits aufgesucht?“

Zu ihrem großen Glück hatte Maman bei ihrer Ankunft früh am Morgen noch geschlafen. Vor dem Mittag konnte Marianne de Pompinelle höchstens eine Katastrophe wie etwa das Jüngste Gericht oder feindliche Truppen vor Paris aus dem Bett scheuchen. Obwohl jeder es wusste, durfte sie das natürlich nicht laut aussprechen. „Leider fehlte mir dazu bisher die Zeit.“

„Deine Schwestern hast du aber gewiss schon gesehen?“

„Auch das blieb mir ersp... versagt.“ Ihre albernern Schwestern hatten es vorgezogen, durch das Schlüsselloch zu spitzen. Ihr Flüstern und Kichern hatte sie deutlich gehört, wobei in ihr wie üblich die Frage aufkeimte, weshalb sie ausgerechnet in diese Familie hineingeboren war. Schlichtweg alles drehte sich um nichtigen Zeitvertreib, und das war keineswegs förderlich. Stärkere Prinzipien hätten vieles verhindern können. Aber selbst ihr Vater neigte dazu, diese bei seinen Kindern zu vergessen, das bewies sein schneller Themenwechsel. Es sah nicht danach aus, als wollte er den Brief von Grandmère Claude erwähnen. Das kleine Techtelmechtel mit dem Sohn eines Advokaten mochte sie verschwiegen haben, aber der Schnupftabakdose ihres alten Freundes Abbé Louvelles hatte sie bestimmt einige Zeilen gewidmet. Schließlich hatte sie dazu geführt, dass Viviane nach Hause geschickt worden war.

„Ist es wahr, dass du mitten in der Nacht in den Wald gegangen bist, um im See zu baden? Ohne Kleider?“, fragte Justin und grinste.

Unmerklich fuhr sie zusammen. Ihrem Bruder schien Schamgefühl fremd zu sein. Hitze brannte auf ihren Wangen. Sie bedachte ihn mit einem schrägen Blick aus den Augenwinkeln.

„Ich trug mein Hemdchen“, gab sie spitz zurück.

„Dann ist es wohl auch wahr, dass du in Hosen reitest und wie ein Husar im

Sattel sitzt. Das würde ich gern mal sehen.“

„Justin“, mahnte der Vater sacht.

„Auf dem Land ist vieles anders“, rechtfertigte sie sich.

„Ja, und deine Großmutter unterhielt uns in ihren Briefen häufig mit deinen Eskapaden“, warf er ein. „Geplünderte Süßspeisen, Kröten im Bett der Köchin und Geschichten, mit denen du die Kinder im Dorf in Angst und Schrecken versetzt hast.“

„Die Wälder der Bretagne sind sehr groß, Papa. Es geschah zu ihrem Besten, denn es gab etliche, die sich darin verirrtten. Ich war bei allen sehr beliebt.“

„Jetzt bist du jedenfalls zurück. Das wird ein Spaß“, krächte Justin.

Sicher, ein gewaltig großer Spaß, bis der Ernst der Lage die Familie einholte. Obwohl die Fakten vom Gegenteil sprachen, schienen sie an eine Besserung glauben zu wollen. Allen voran Grandmère Claude, die, nachdem sie dem Abbé den Verlust seiner Schnupftabakdose ersetzt hatte, steif und fest darauf beharrte, es sei an der Zeit, sich der Familienpflicht zu stellen. Worin diese bestand, konnte Viviane an zwei Fingern abzählen.

Heirat und ein tadelloser Ruf.

Ersteres galt es abzuwenden, letzteres würde wohl ein Wunschtraum bleiben. Sie sollte schleunigst dafür sorgen, den Schaden zu begrenzen.

„Auf meiner Fahrt nach Paris habe ich über meine Zukunft nachgedacht, Papa.“

Sein Kinn sank auf die Brust. „Deine Zukunft wird sich wie die jeder Dame gestalten, Viviane.“

Na bitte, sie hatte es geahnt.

„Hochzeit halten!“, bestätigte Justin fröhlich und schlug sich auf den Schenkel. „Juliette wird sich die Haare raufen. Sie träumte immer davon, die erste Braut in der Familie zu werden.“

Die Verschnürung ihres Korsetts knirschte leise unter ihrem tiefen Atemzug. Sie schlug den Fächer auf und wedelte sich Luft zu. „Ich möchte dem keinesfalls vorgreifen und Juliette die Aussicht auf eine hohe Mitgift nehmen.“

Zum ersten Mal, seit sie den Salon betreten hatte, hoben sich die Mundwinkel ihres Vaters zu einem Lächeln. Er faltete die Hände über dem Bauch, vielmehr über jenen Hohlraum zwischen den Rippen, wo bei anderen Herren seines Alters häufig ein gediegenes Bäuchlein saß. „Ich bin in der vorteilhaften Lage, all meinen Töchtern eine beträchtliche Mitgift zu gewähren, Viviane. Jede von euch hat Aussichten auf eine außerordentlich gute Partie.“

„Sicher“, stimmte sie eifrig zu. „Jedoch habe ich einen anderen interessanten Plan vorzuschlagen, Papa, und dazu benötige ich Geld. Meine Mitgift würde ausreichen, um ihn zu verwirklichen.“

„Was denn für ein Plan?“, fragte Justin perplex, als könnten Frauen keine

Pläne haben.

„Ein Pensionat an der Küste der Bretagne. Dort möchte ich den Töchtern aus gutem Hause eine tadellose Erziehung zuteilwerden lassen. Ausgerichtet nach ganz neuen Methoden, die ich selbst ausarbeitete. Ich wollte ...“

Einhalt gebietend hob der Marquis die Hand, während Justin sie verdutzt anstarrte.

„Du bist kaum eine Stunde zu Hause, Viviane. Über deine Zukunft können wir später reden. Deine Mutter hat dich sehnlich erwartet, und auch sie hat Pläne. Die meisten habe ich vergessen, so vielfältig sind sie. Ich schlage vor, du lässt dich von ihr einweihen. Erneuere deine alten Freundschaften, reite mit deinem Bruder aus, sammle Verehrer. Schlicht, genieße dein Leben, bevor du eine Entscheidung triffst.“

Sprachlos lauschte sie seinen Vorschlägen. Jeder einzelne würde ihrer Neigung Vorschub leisten. Das Leben genießen bedeutete, Fehlritte zu begehen. Diese führten wiederum auf direkten oder verschlungenen Wegen zu einem Skandal. Paris war nicht die Bretagne, wo Großmutter die Hand über sie gehalten hatte. Hier gab es zu viele Augen, zu viele Ohren und zu viel Geschwätz. Für ihre Eltern mochte es bequem sein, die Tatsachen zu leugnen, Viviane konnte das nicht. Sie war kein Kind mehr, sie trug Verantwortung für ihr Verhalten. Sie konnte sich nicht überwinden, vor Justin davon zu sprechen.

Ihr Vater zog eine Taschenuhr hervor und klappte den Deckel auf. Brillanten glitzerten und zogen ihren Blick an, als wären es Magneten. In ihren Fingerspitzen setzte das verwerfliche Kribbeln ein.

„Deine Mutter wird gerade Toilette machen. Du solltest sie nicht länger warten lassen.“

Da ihr keine Ausrede einfiel, die Begegnung mit ihrer Mutter weiter hinauszuschieben, verließ sie den Salon. Justin war so freundlich, ihr die Tür zu öffnen und zum Abschied zuzuwinkern.



Vilettes Urteilsvermögen ließ stark zu wünschen übrig.

Einen abgehalfterten Trunkenbold von überschätztem Ruf hatte er den Fälscher genannt. Jeanne hatte sich auf diese Beschreibung verlassen, doch da der Mann nun einmal einen Ruf besaß – ob gerechtfertigt oder nicht – hielt sie es für ratsam, ihn mit freundlichen Worten aus dem Haus zu komplimentieren. Allerdings waren ihr die zurechtgelegten Floskeln bei seinem Anblick entfallen. Im Vestibül stand ein Mann von hohem Wuchs und schlanker Statur. Verblüffend jung noch dazu, bedachte sie sein gefährliches Metier. Sein Anzug war schlicht, doch maßgeschneidert. Das Fehlen einer Perücke schrieb sie

einer Laune zu. Kein Mann mit solchem Haar würde es verbergen. Es glänzte in einem satten Mahagoni und war zu einem Zopf im Nacken gebunden.

„Ich bin überaus glücklich, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind“, säuselte sie, ergriff seinen Arm und führte den Mann in den Garten.

Herrlich! Sie genoss es geradezu, sich auf die Wahrheit beschränken zu dürfen, anstatt mit schmeichlerischen Lügen aufwarten zu müssen.

Sie schlenderten über die Gartenwege, das Haus im Rücken.

„Die Andeutungen Ihres Handlungers klangen lukrativ genug, um mein Interesse zu wecken, Madame La Comtesse.“

Die Art, wie er ihren Titel betonte, war unerhört. Er wusste Bescheid. Sacht schlug sie den Fächer auf seinen Unterarm und lachte auf. „Lukrativ für jeden von uns, Monsieur Brionne. Oder darf ich Sie Olivier nennen?“

Mit einem stillen Lächeln sah er sie an. Seine Augen waren sehr hell. Scharfe Kristallsplitter, die auf ihr ruhten, ohne ihrem Dekolleté sonderlich viel Beachtung zu schenken. Sie zupfte an den Spitzen des tiefen Ausschnitts, schlug den Fächer auf und bedachte ihn darüber hinweg mit einem Augenaufschlag. Dieser Mann war viel zu anziehend, um sich auf Geschäfte zu beschränken. Leider verriet nichts in seiner Miene, ob er ähnlich prickelnde Gedanken in sich trug.

„Kommen wir zur Sache?“, erkundigte er sich. Nüchterne Worte aus einem entschlossenen und zugleich sinnlichen Mund.

„Zur Sache“, wiederholte sie und riss sich von seinen Lippen los. „Sie kennen Kardinal Rohan?“

„Er ist Großalmosenier von Frankreich.“

„Louis René Edouard de Rohan-Guéméné.“ Der Name zerging auf ihrer Zunge und entlockte ihr ein Schmunzeln. „Vor einigen Jahren war er Botschafter in Wien. Seinerzeit erkundigte sich die Kaiserin nach dem Befinden und Betragen ihrer Tochter. Da er ein ehrlicher Mann und ein schlechter Diplomat ist, hielt er es für angebracht, aus dem Nähkästchen zu plaudern. Wodurch er sowohl die Kaiserin von Österreich als auch unsere Königin verprellte.“ Sie bogen in einen anderen Weg ein, lauschig und von hohen Buchsbaumhecken gesäumt. „Ein ehrgeiziger Mann. Seine ganze Hoffnung richtet sich auf einen Ministerposten. Der König hält viel von seinen Fähigkeiten.“ Vertraulich rückte sie dichter zu Olivier auf und drückte seinen Arm an die Rundung ihrer Brust. „Zudem ist er seit Jahren zu unserer Königin in Liebe entbrannt.“

Verschmitzte Fältchen zeigten sich um seine Augenwinkel. Sie wusste nicht, ob sein Amusement den Herzensnöten des Kardinals oder ihrer Annäherung galt. Weder zog er sich zurück noch kam er ihr entgegen. Versuchsweise klimperte sie mit den Wimpern.

„Rohan ist ein reicher Mann, sollte ich vergessen haben, dies zu erwähnen“,

fuhr sie fort. „Er würde alles geben, um seinen Ehrgeiz zu stillen. Er würde noch viel mehr geben, wenn er die Gunst der Königin zurückerlangen könnte.“

„Es heißt, die Königin sei wählerisch in ihren Freundschaften.“

Jeanne schürzte die Lippen zu einem Schmollmund. Unwiderstehlich. Diese Behauptung hatte sie, wie vieles andere über ihre Person, selbst in die Welt gesetzt. „Ach, das weiß ich nur zu gut. Toinette kann entsetzlich nachtragend sein.“

Er verzog die Lippen. Nun ja, ein Fälscher seines Formats durchschaute jede Lüge. Er würde ihr niemals eine Freundschaft zur Königin abkaufen, obwohl dieses Gerücht etliche Leichtgläubige in ihren Salon zog, denen sie ohne sonderliche Anstrengung das Geld aus den Taschen zog.

„Olivier, lachen Sie etwa über mich?“

„Meine Belustigung gilt einem Mann, der sich der unsinnigen Hoffnung hingibt, er könnte die verlorene Gunst einer stolzen Frau zurückerlangen. Wie Sie bereits festgestellt haben, die Königin ist nachtragend.“

„Im Herzen eines verliebten Mannes stirbt die Hoffnung zuletzt, nicht wahr? Ich habe den Kardinal überzeugen können, dass durchaus noch Chancen bestehen. Das ein oder andere Geschenk könnte die Königin gnädig stimmen. Wie alle Welt weiß, gibt Madame Defizit das Geld mit vollen Händen aus und ist oft knapp bei Kasse. Ein großzügiger Gönner käme ihr gelegen.“

Er verhielt den Schritt, suchte Abstand, als wollte er eine weitere Berührung mit ihren Rundungen vermeiden. „Wie viel haben Sie dem Kardinal bisher abgeknöpft?“

In aufgesetzter Erschütterung riss sie die Augen auf. Dieser Fälscher besaß nicht nur ein ungemein anziehendes Äußeres, er verstand es obendrein, aus wenigen Informationen die richtigen Schlüsse zu ziehen.

„Es könnte mehr sein“, gestand sie unverblümt. „Er erwartet ein gewisses Entgegenkommen. Ein Zeichen der Königin, dass seine Geschenke wohlwollend aufgenommen werden. An diesem Punkt kommen Sie ins Spiel.“

„Was noch zu verhandeln wäre.“

Er schien sie vergessen zu wollen und sah nachdenklich auf den geharkten Kies, zupfte ein braunes Blatt aus der Hecke. Er besaß sensitive Hände. Hände, die man bei einem Cembalospieleler erwartete, oder eben bei einem Fälscher, der ein begnadetes Talent mit der Feder bewies. Angeblich wusste er mit dem Degen ebenso trefflich umzugehen.

„Sie wollen mich demnach mit Briefen betrauen, die die Hoffnung des Kardinals schüren und weiterhin einen Geldsegen gewähren. Briefe von der Hand der Königin. Das ist ein Spiel mit hohem Einsatz.“

„Jedes profitable Vorhaben birgt Risiken, sonst würde es weitaus weniger

Freude bereiten.“

Sinnend musterte er sie, wobei sie den Eindruck gewann, dass seine grauen Augen durch sie durchdrangen. Um ihre Gegenwart in Erinnerung zu bringen, blickte sie tief hinein und stellte fest, dass der Ring um das helle Grau der Iriden um einiges dunkler war und eine bläuliche Tönung aufwies. Himmel, was für ein Augenpaar. Viel zu ausdrucksstark für einen Mann, der keinerlei Versuch unternahm, sie zu verführen.

„Die Briefe müssten gut durchdacht sein. Kein falsches Wort, weder eines zu viel noch eines zu wenig. Vor allem keine konkreten Zusagen. Versprechen dürfen einzig zwischen den Zeilen zu lesen sein.“

„Exakt so habe ich es mir vorgestellt“, stimmte sie zu. Anstatt zu betören, war sie betört worden. Kurz entschlossen weichte sie ihn ein wenig tiefer in ihre Pläne ein. „Ich werde Ihnen nicht verhehlen, dass es um große Summen geht. Mir schwebt ein Coup vor, der weit über zehntausend, hunderttausend Goldlivres hinausreicht. Wir sprechen von Millionen, Olivier.“

Falls er verblüfft war, verbarg er es gekonnt. Seine Miene ließ nicht erkennen, was er dachte, doch vermutlich wog er ab, ob sie zu einem solchen Betrug das Zeug hatte. Dieser Handel musste zustande kommen, allein schon, weil er zu einer engen Zusammenarbeit führte.

„Vertrauen Sie mir. Schließlich sprach mir der König eine Apanage zu. Ich bin eine geborene Valois.“

Und ausnahmslos alle hatten es nach drei Besuchen und drei Ohnmachten vor hochgestellten Persönlichkeiten des Hofes geglaubt. Sie war eine vom Schicksal gebeutelte Dame bester Abstammung. Dem König von Geblüt nahezu ebenbürtig, Abkömmling einer sehr viel älteren Linie, die einst die Krone Frankreichs getragen hatte.

„Ja, das kam mir zu Ohren“, bemerkte er lax.

Es war ein Leichtes, Höflinge und Speichellecker zu überzeugen und nahezu unmöglich, einen Mann seines Kalibers hinters Licht zu führen. Wäre sie vor einigen Monaten auf ihn aufmerksam geworden, hätte sie einen Stammbaum aus seiner Feder in Auftrag gegeben. Garantiert wasserdicht und jeder Überprüfung standhaltend. Sie waren von einem Schlag, und somit blieb Aufrichtigkeit die einzige Taktik, ihm das Ganze schmackhaft zu machen.

„Genauer schwebt mir noch nicht vor.“

„Wir sollten den Kardinal zunächst anfüttern“, schlug er vor. „Der Mann ist kein Dummkopf. Solange ungewiss ist, wie tief er in seine Geldkassette greift, um der Königin einen Gefallen zu erweisen, sollten wir mit Forderungen vorsichtig sein.“

„Heißt das, Sie sind bereit, den Auftrag anzunehmen?“

„Sofern wir uns über das Honorar einig werden, steht dem nichts im Wege, Madame de La Motte.“

Im letzten Moment unterdrückte sie den Impuls, in die Hände zu klatschen. Sie hatte nach einem Meister in seinem Fach Ausschau gehalten und ihn gefunden. Ebenso schnell konnte sie ihn wieder verlieren. „Lassen Sie uns ins Haus gehen. In meinem Boudoir ist es kühl, und bei einem guten Wein plaudert es sich angenehmer über Details.“

Olivier sah zu dem Fenster auf, von dem Vilette soeben erst zurückgewichen war. Mit einem undeutbaren Lächeln ließ er ihr den Vortritt ins Haus und legte dabei die Hand in ihr Kreuz. Die leichte Berührung schien ein Versprechen auf mehr zu sein. Eine jener stummen Zusagen, die sie einzufordern gedachte.



Kaum betrat Viviane das Boudoir ihrer Mutter, füllten sich ihre Lungen mit dem schweren Duft von Puder und Verbenen.

Jegliche Höflichkeit missachtend eilte sie auf das Fenster zu, durch dessen offenen Spalt Frischluft drang. Erst als sie auf dem weichen Kissen der Fensterbank saß und der Hustenreiz nachließ, wurde sie sich ihrer Unhöflichkeit bewusst. Ihre Schwester Juliette saß in einem Fauteuil ihr gegenüber und maß sie unter halb geschlossenen Lidern geringschätzig ab. Die Zofe Minette hatte in der Arbeit innehalten und richtete die Spitze eines Puderzerstäubers auf sie, als wäre es eine Waffe. Einzig ihrer Mutter war alles entgangen. In einem Hauch von einem Negligé und offenem Morgenmantel saß sie vor einem Spiegel und hielt sich zum Schutz vor dem Haarpuder einen Trichter vors Gesicht. Auf ihrem Kopf saß ein schneeweißes Lockengeriesel.

„Was ist?“, drang es dumpf aus dem Trichter.

„Ihre Tochter ist eingetroffen, Madame La Marquise“, antwortete Minette und legte den Zerstäuber beiseite.

„Viviane! Endlich!“

Als sich der Trichter senkte, starrte Viviane stumm vor Schreck auf das Gesicht, das sich dahinter verborgen hatte. Es war von einer dicken Schicht Puder bedeckt, die jegliche Mimik tilgte. Wäre das Leuchten der kornblumenblauen Augen nicht gewesen, hätte es zu einer Wachsfigur gehören können. Zwei absurd schmale Bogen in tiefem Schwarz saßen über den Augen, und der Mund hatte die Form eines kirschrot ausgemalten Herzens.

„Du meine Güte, wie siehst du bloß aus?“

Dieselbe Frage schoss ihr soeben selbst durch den Kopf. Vor wenigen Jahren – etwa zehn mussten es sein – hatten die Höflinge ihre Mutter die schöne Marianne genannt. Was von dieser Schönheit noch übrig war, verbarg sich unter Puder, Rouge und Lippenrot. Immerhin, das mitreißende Lachen gehörte unverkennbar zu ihr.

„Was trägst du denn da, um Himmel willen?“

Unvermittelt fiel Juliette in das Lachen ein.

„Maman, Sie haben mir doch selbst diesen Stoff besorgt“, sagte Viviane und strich über den Rock.

„Ich dachte, meine Mutter benötigt neue Vorhänge. Wie hätte ich darauf kommen sollen, dass du dir daraus ein Kleid schneiderst? Also nein, das ist unmöglich. Dieses Dekolleté! Du musst dein Kapital zeigen, Kind. Als hätte ich es geahnt, habe ich vorsorglich einen Termin im Grand Mogul vereinbart. Schon morgen. Die Bertin ist ein Genie, ihre Roben einzigartig. Herrje, du darfst auf keinen Fall in dieser Aufmachung gesehen werden!“

Sie riss die Augen auf, kehrte sich abrupt ihrem Spiegelbild zu und begutachtete ihre eigene Aufmachung. Mit spitzen Fingern zupfte sie an den kurzen Locken ihrer Perücke.

„Ich werde nicht lange genug bleiben, um in festlichen Roben zu brillieren, Maman. Ich habe andere Pläne.“

„Ach ja? Welche sollten das sein?“

Viviane atmete durch. Sie musste ruhig und entschieden klingen. Zur Not zu einer kleinen Lüge greifen. „Papa war sehr angetan davon. Es handelt sich um ein Pensionat in der Bretagne. Abseits des Trubels. Einige wenige gibt es bereits, und ich bin sicher, sie werden eines Tages die kirchlichen Konvents ersetzen.“

„Also, was redest du da? Du bist eine Pompinelle. Es steht außer Frage, dass du trotz deiner zwanzig Jahre eine vorteilhafte Ehe eingehen wirst. Schließlich kommst du nach mir. Ja, ganz und gar nach mir.“

Im Augenblick gewiss nicht, da sie sich nicht einmal selbst ähnlich sah.

„Bei allem Respekt, Maman, eine Heirat ist abgeschlossen.“

„Weshalb?“ Marianne spitzte die Lippen. „Falls du unvermählt bleibst, muss Justin später für dich aufkommen. Er ist ein lieber Junge und wird sich dieser Pflicht annehmen, aber bedenke, wie eintönig sich dein Leben als alternde Jungfer im Haus deines Bruders gestalten würde.“

Juliette verdeutlichte diese Eintönigkeit, indem sie die Hand vor die Lippen hielt und geziert gähnte. Dies gepaart mit einem Blick aus himmelblauen Augen, der die große Schwester der Lächerlichkeit bezichtigte. Unterdessen setzte die Marquise ihre Belehrung fort.

„Eine Ehe ist das weitaus kleinere Übel. Du schenkst deinem Gemahl zwei oder drei hübsche Kinder, und danach sind dir alle Freiheiten gewährt.“ Sie hob den Zeigefinger. „In aller Diskretion, versteht sich.“

Zunehmend aus der Fassung gebracht, starrte Viviane auf den Zeigefinger ihrer Mutter, an dem der lange Nagel perlmuttweiß schimmerte. Diese Einstellung barg exakt jene Fallstricke, denen sie auszuweichen suchte. Eine Unze mehr Ernsthaftigkeit und Strenge hätte ihr etliche Peinlichkeiten erspart. Aber

so ...

Juliette plapperte in ihre Gedanken hinein. „Und wenn dein Gemahl alt genug ist, wirst du mit etwas Fortune frühzeitig Witwe und kannst dich vergnügen.“

„So ist es“, stimmte Marianne zu. Ihr dünner Morgenrock bauschte sich, als sie sich erhob und ein Mal um sich selbst drehte. Sie nutzte den Schwung ihrer Bewegung, um Juliette den Kopf zu tätscheln.

„Weder gedenke ich einen Jüngling noch einen Greis zu ehelichen“, presste Viviane hervor und senkte die Stimme. „Sie wissen genau, wohin das führen würde, Maman.“

Kurz blinzelte ihre Mutter. Dann straffte sie die Schultern und hob das Kinn. „Was ist mit deiner Tanzstunde, Juliette, sollte sie nicht längst beginnen?“

Sofort sprang Juliette auf. „Ja, Maman, das hätte ich beinahe vergessen.“

Ein Fingerschnippen schickte auch Minette vor die Tür. Nachdem die Schritte der beiden verklungen waren, winkte sie Viviane zu sich. „Meine Liebe, über die Abstammung deines Vaters kann dich die Ahnengalerie im zweiten Stock aufklären, doch du bist nicht nur ein Teil der Pompinelles, sondern auch ein Teil meiner Familie und ihrer Tradition. Ich möchte dir etwas zeigen.“

Ihr blieb nichts anderes übrig, als dem wehenden Morgenrock ihrer Mutter in das angrenzende Schlafzimmer zu folgen. Die Federbetten lagen in einem dicken Wust am Fußende des Bettes. Eine schneeweiße Katze mit langem Fell hatte sich auf einem der Kissen zusammengerollt und blinzelte sie aus orangefarbenen Augen an.

Vor dem Bett wirbelte Marianne herum und wies auf die gegenüberliegende Wand. „Hier siehst du die Wurzeln der Familie Kerouac.“

Das Gemälde beherrschte die weiß getünchte Wand, ein wildes Farbenspiel aus allen Schattierungen von Grün, Gelb und Herbstrot. Es war bombastisch und wunderschön. Während Viviane auf einen Fleck des Gemäldes blickte, schien sich der Rest zu bewegen. Sie glaubte beinahe, das Rauschen von Blättern zu hören, und brauchte eine Weile, um die winzigen Vögel, die Schnauze eines Fuchses, die Blume eines Hasen zwischen den Stämmen zu erkennen.

„Ein Wald?“, entfuhr es ihr.

„Nicht irgendein Wald, sondern der Wald von Brocéliande. Wir sind Nachfahren der Herrin vom See, der schönen Viviane, deren Namen du trägst.“ Die weiche Hand ihrer Mutter berührte ihre Wange. „Die Sorgen um deine Zukunft sind unbegründet. Für uns gelten die Konventionen der Gesellschaft wenig. Wir sind anders, gesegnet mit besonderen Gaben. Deine Neigungen zu leugnen, ihnen gar zuwiderzuhandeln, kann dir eines Tages große Probleme bereiten. Nur indem du ihnen nachgibst, behältst du sie unter Kontrolle. Das

habe ich dir immer gesagt. Ich hoffte, auf dem Gut meiner Mutter, in der Nähe des Waldes, würdest du es besser verstehen.“

Brocéliande. Ihr Blick schweifte erneut über das pompöse Ölgemälde. Sie erinnerte sich wieder an die Geschichten, die ihre Mutter hin und wieder erzählt hatte. Über Feen und Elfen und einem Zauberwald mit magischen Quellen. Märchen für ein kleines Mädchen. Sie war ihnen längst entwachsen und hatte ihn selbst gesehen, jenen Wald, den Maman Brocéliande nannte. Paimpont hieß er, und so viele zauberhafte Stellen und Quellen es darin gab, Feen waren ihr dort nie begegnet.

„Meinen Neigungen nachzugeben hieße, jeglichen Anstand zu vergessen, Maman“, gab sie nach einer Weile zurück.

Mit dem Gleichmut einer Grande Dame, die weit über der Kritik aus der Gesellschaft stand, zuckte die Marquise mit den Schultern und tätschelte ihr die Wange. „Für eine Kerouac gelten in allem andere Maßstäbe, Liebes, aber genug davon. Du solltest dich zu der Tanzstunde deiner Schwestern gesellen und ein wenig üben. Ich muss mich ankleiden.“

Zwei Stunden später fand Viviane in ihrer Rocktasche ein goldenes Puderdöschen. Es musste aus dem Boudoir ihrer Mutter sein. Wie üblich konnte sie sich nicht erinnern, es eingesteckt zu haben.

Sie hatte ihre eigene Mutter bestohlen!

Ein lässliches Missgeschick, das sie schnell und unauffällig beheben konnte, doch so würde es nicht immer sein. Sie wusste aus Erfahrung, wohin es führte. Über Scham und Angst zu dem Punkt, an dem sie von der Gesellschaft als das entlarvt wurde, was sie war.

Eine Diebin.

Gleichgültig, welchen Maßstab die Mutter anlegte, dem Namen Pompinelle würde sie damit keine Ehre erweisen.



Es gab Männer von vielversprechendem Aussehen, die sich zu einer Enttäuschung entwickelten. Es gab den umgekehrten Fall, bei dem wenig ansprechende Männer eine Frau überraschen konnten. Und zuletzt gab es Männer wie ihn. Extrem attraktiv, beachtlich bestückt und erfahren darin, dieses Stück zum größtmöglichen Vergnügen einer Frau einzusetzen.

Um das herausfinden zu dürfen, hatte sich Jeanne dreißig Prozent aller eingehenden Summen aus dem Säckel des Kardinals abschwatzen lassen. Sie bereute es keinen Augenblick. Olivier war jeden Preis wert. Seine kraftvollen, tiefen Stöße versetzten ihre Sinne in Aufruhr. Lust summte durch ihren Leib, ballte sich in ihrem Schoß und ließ sie dem Höhepunkt entgegenfiebern. Nach

jedem Rückzug machte er eine kurze Pause. Sie zog die Beine an und grub die Finger in seine Schultern.

„Schneller“, drängte sie.

Er überhörte ihr Flehen und zog sich noch weiter aus ihrem Schoß zurück. Sie folgte der Bewegung und rieb ihr Becken an ihm. Prompt ging er auf die Knie, richtete den Oberkörper auf und zog sie mit sich, bis sie die Füße aufsetzen und ihren Unterleib anheben musste. Seine Hände kneteten ihr Gesäß. Aufreizend. Fordernd. Eine prickelnde Wärme ging von seinen Fingern aus. Von ihm beobachtet ließ sie ihr Becken rotieren und befriedigte sich an seiner Härte. Gott, allein sein Schwanz erschien ihr anbetungswürdig. So gerade, so unfassbar hart. Der Kitzel nahm zu, erreichte eine Intensität, die ihr den Atem raubte. Jetzt ... jetzt ...

Plötzlich umfasste er ihre Hüften und zwang sie zum Innehalten. Ihr Schoß zog sich um ihn zusammen. Sie stand dicht davor. So dicht. „Olivier ...“

„Noch nicht.“

Mit ihr verbunden, ihr Becken im festen Griff, sank er auf die Fersen und drückte ihre Schenkel weit auseinander. Sein kühler grauer Blick glitt über ihre Nacktheit, verharrte auf ihrer rasierten Scham. Zur Bewegungslosigkeit gezwungen lag sie vor ihm, ein Opfer der Wollust. Als er ihre Schamlippen teilte und mit dem Daumen das Zentrum ihrer Lust umkreiste, bäumte sie sich auf. Mit festen Strichen hielt er sie in der Schweben und ließ sich von ihrem Schoß melken. Die süße Qual dehnte sich, bis ihr jede Berührung ein scharfes Einatmen entlockte.

„Eigentlich wären vierzig Prozent angemessen“, sagte er leise.

Vierzig was?

Ihr angestregtes Keuchen brach die eintretende Stille. Abwartend neigte er den Kopf zur Seite und lächelte sie an. Verrucht. Verdorben. Sein Daumen umkreiste gemächlich ihre Schamlippen, hielt sich fern von dieser unsagbar köstlichen Stelle, die er bisher gereizt hatte. Zitternd und flach atmete sie ein. Sie brauchte mehr. Sie brauchte ihn. Gleichgültig, welche Zusagen sie dafür machen musste. „In Ordnung.“

Ihre Zustimmung wurde sofort belohnt. Es war nicht ganz das, was sie erhoffte. Dennoch entlockten ihr seine Finger spitze Schreie. Ihre angestaute Lust mündete in einem explosionsartigen und anhaltenden Höhepunkt. Der dritte an diesem Nachmittag, teuer erkaufte und mithin wohl einer der besten ihres Lebens.

Während sie ermattet in die Laken sank, zog er sich vollends aus ihr zurück und verströmte seinen Samen über ihrem Bauch. Es fühlte sich eigenartig kühl an. Ehe sie ihn berühren konnte, nahm er einen Zipfel des Lakens auf, wischte ihn fort und stieg aus dem Bett.

Er strich sein Haar zurück und nahm seine Kleider auf. Jeanne musterte ihn

und nahm jede Bewegung in sich auf. Selbst beim Überstreifen der Hose spielten die Muskeln auf den Unterarmen. Seine Beine waren lang und kräftig, der Bauch flach und die Schultern breit. Sie hatte noch keinen Mann mit so glatter, heller Haut gesehen. So überaus ästhetisch. Sein Körper strahlte eher Eleganz denn blanke Muskelkraft aus, und erschien ihr wie das Sinnbild eines Gottes. Leider verschwand die ganze nackte Pracht allzu schnell unter seiner Kleidung. Zuletzt zog er die Schuhe an und nahm seinen Gehrock auf. Vor dem Bett deutete er eine Verbeugung an und blies eine kastanienrote Strähne beiseite, die über seinen Wangenknochen kitzelte.

„Es war mir ein Vergnügen, Madame. Au revoir.“

Seine Förmlichkeit brach wie ein eisiger Guss über sie herein. Ihre Lippen waren geschwollen, ihre Brustspitzen brannten von seinen Küssen, und er nannte sie Madame, als würden ihm die letzten Stunden nichts bedeuten.

Sie zog die Beine an und setzte sich auf. „Weshalb willst du schon gehen? Mein Gemahl, der Rittmeister, kommt erst am Abend zurück. Uns bleibt noch etwas Zeit.“

„Hm“, machte er und schlüpfte in die Ärmel seines Gehrocks. „Ich möchte eines klarstellen, um etwaige Missverständnisse auszuräumen, Madame. In Zukunft wird sich unser Kontakt auf Vilette beschränken.“

Schnippisch warf sie ihr Haar zurück. „Wenn du das für nötig hältst.“

„Unbedingt. Sollte jemals mein Name im Zusammenhang mit Ihrem fallen, wäre ich gezwungen, ein Messer durch Ihren liebreizenden Hals zu ziehen. Das wäre unschön. Denken Sie daran, vierzig Prozent sind vereinbart.“

Bis die Drohung zu ihr durchdrang und sie schützend die Hand um den Hals legte, waren seine Schritte verklungen.

Wie konnte er es wagen?

Sie war von einem Niemand zur Dame aufgestiegen, hatte gelogen, betrogen und einen Mann geheiratet, um seinen Namen zu tragen. Sie war mit allen Wassern gewaschen und letztendlich hereingelegt worden. Dieses Schlitzohr hatte nur mit ihr geschlafen, um ihr im Moment äußerster Schwäche weitere zehn Prozent zu entlocken. Unter anderen Umständen hätte sie diesen Handel weit von sich gewiesen. Vierzig Prozent! Wie unverschämt.

Sie schlang ein Laken um sich, trat vor den Spiegel und betrachtete sich. Schlank und zierlich, die Haut von Leidenschaft gerötet. Hatte er überhaupt so etwas wie Leidenschaft verspürt, dieser eiskalte Fisch mit den wunderbar warmen Händen?

War das nicht völlig gleichgültig? Sie lächelte ihrem Spiegelbild zu. Comtesse de La Motte. Sie würde die Oberhand behalten. Bei ihrem Coup, in ihrem Leben und über diesen skrupellosen Fälscher. Am Ende würde er für ihren Betrug zahlen.

Sie war und blieb eine Diebin.

Niemand würde dafür eine Unze mehr Verständnis aufbringen, wenn sie es auf eine Gabe schob und von Feen im geheimnisvollen Wald von Brocéliande zu sprechen begann.

Viviane Pompinelle hadert, seit sie denken kann, mit ihrem Hang zum Diebstahl, zumal ihre Familie bei Hof hoch angesehen ist. Als sich daher eine skandalöse Affäre um ein gestohlenen Halsband anbahnt, sieht sie endlich eine Chance, ihr fragwürdiges Talent zum Nutzen der Königin einzubringen. Leider kommt ihr der Fälscher und Lebemann Olivier Favre in die Quere. Ein Mann, dem sie ebenso wenig widerstehen kann wie er ihr.

Doch ein Gespinst aus Lügen und Verrat lässt Viviane an seiner Liebe zweifeln. Es scheint, als habe Olivier sie nur benutzt, um sich an ihrer Familie zu rächen.

SIEBEN  VERLAG

